

Gespräch mit Marcel Lang, Kantor der Israelitischen Gemeinde Basel, 1983-1991 : die jüdische Gemeinde kämpft um ihr Überleben in Basel

Autor(en): **Ryser, Werner / Lang, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2006)**

Heft 2: **Juden in Basel : Theodor Herzl und der Basler Zionistenkongress : von Israeliten und Antisemiten : das Flüchtlingslager im Sommercasino**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespräch mit Marcel Lang, Kantor der Israelitischen Gemeinde Basel, 1983–1991

Die jüdische Gemeinde kämpft um ihr Überleben in Basel

Es gibt nicht mehr viele Juden in der Schweiz, nur noch knapp 18.000. Ihre Population ist gerade einmal halb so gross wie jene der Rätoromanen. Die Israelitische Gemeinde Basel hat lediglich 1.200 Mitglieder, Tendenz sinkend. Grund ist vor allem die Auswanderung in grössere Zentren und nach Israel, aber auch Ehen mit Nicht-Jüdinnen und Nicht-Juden. Aber die jüdische Gemeinde in Basel lebt. Mit grossem Engagement bewahrt sie eine jahrhundertalte Kultur.

«Wir Schweizer können nur mit Besorgnis einer Entwicklung zusehen, die, die uns die jüdischen Mitbürger innerlich entfremden würde...» Der Satz erschien 1946 in der NZZ. Der Verfasser, der damalige Inlandredaktor Ernst Bieri konstruierte damit einen Gegensatz zwischen «uns Schweizern» und den «jüdischen Mitbürgern». Als ob Juden nicht auch Schweizer wären. So wie Methodisten und Katholiken, Tessiner und Zürcher, Sozialdemokraten und Freisinnige. Zu befürchten ist, dass nach wie vor viele Menschen, nicht nur hierzulande, eine Bevölkerungsgruppe gedanklich ausgrenzen und sich keine Rechenschaft darüber geben, dass sie damit jahrhundertalten Vorurteilen aufsitzen, die in letzter Konsequenz zum Holocaust führten. Seit Kaiser Konstantins Bekehrung im 4. Jahrhundert wurde das negative christliche Judenbild zur allgemeinen Maxime: Sie wurden kollektiv als Gottesmörder diffamiert. Die Gläubigen übernahmen das, was ihnen der Klerus von den Kanzeln predigte. Die Juden wurden ausgegrenzt, lebten fast nur noch unter ihresgleichen. Wenn von der israelitischen Gemeinde Basels die Rede ist, lohnt es sich, zunächst die Frage zu stellen, was Judentum überhaupt bedeutet.

Marcel Lang: Weitgehend ist man sich darüber einig, dass die Juden ein Volk sind. Um sich in Chutzla Arez, also ausserhalb von Israel, als Jude zu fühlen, braucht man aber irgendeine Identifikation. Das geschieht entweder über die Religion oder über die Kultur. Eine dritte Möglichkeit ist es, sich als Zionist zu definieren und alles zu unterstützen, was Israel macht. In Israel selbst, stellt sich dieses Problem so nicht. Dort muss man nicht betonen, dass man Jude ist. Man ist es einfach. Man braucht nicht einmal religiös zu sein.

Das Judentum kann mit vier Namen definiert werden. Da ist zunächst der Begriff «Jude», was von Jehuda abgeleitet wird, dem viertältesten Sohn von Jakob und Lea. Der zweite Name Jakobs war Israel, daher die Bezeichnung «Israelit». Be-

◀ In der grossen Synagoge an der Leimenstrasse

kannt ist ferner der Ausdruck «Hebräer», was vom Wort Iwrim stammt, was Grenzgänger meint. Daraus wird auch der Begriff Iwriz abgeleitet, der für die hebräische Sprache steht. Schliesslich spricht man noch von den Semiten. Das ist aber ungenau. Auch die Araber, die von Ischmael, also dem anderen Sohn Abrahams abstammen, gelten als Semiten. Wir selber bezeichnen uns nicht als Semiten. Für uns ist das Wort nur noch im negativen Sinn gültig, also Antisemit.

Nach dem Holocaust, der sechs Millionen Juden das Leben gekostet hat, verschwanden in ganz Europa einst blühende israelitische Gemeinden. Heute leben in Frankreich rund 700 000 Juden, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren aus Nordafrika zugewandert sind. In Deutschland wohnen etwa 100 000 Juden, wovon ca. 70 % aus Russland und dem übrigen Osteuropa stammen. In der Schweiz gab es, abgesehen von wenigen Ostjuden, in den vergangenen Jahrzehnten kaum eine jüdische Einwanderung. Der grösste Teil der hiesigen Juden sind Alteingesessene aus dem Gebiet von Emdingen und Lengnau im Kanton Aargau oder aber aus dem Elsass. 1970 lebten 20 744 Juden in der Schweiz. Dreissig Jahre später waren es noch 17 914, davon 1 200 in Basel. Es kann kein Zweifel bestehen: Die jüdische Bevölkerung in der Schweiz nimmt ab.

Innerhalb des Judentums gibt es eine enorme Tendenz, in die grossen Zentren zu ziehen. Sie haben bezüglich Schulungs- und Studienmöglichkeiten, bezüglich koscherer Ernährung und jüdischer Kultur ein deutlich besseres Angebot. Im speziellen Fall von Basel gilt, dass keine israelitische Gemeinde auf der Welt, eine prozentual derart hohe Auswanderungsrate nach Israel aufweist. Dies hängt zum einen mit der zionistischen Neigung der Basler Juden zusammen; zum anderen ist die Basler Gemeinde zu klein, um eine attraktive jüdische Infrastruktur zu unterhalten. Betrachtet man den demografischen Aufbau der hiesigen Gemeinde, fällt auf, dass die Altersgruppe zwischen 30 und 40, also jene die kleine Kinder haben, massiv untervertreten ist. Für jene, die nicht nach Israel auswandern, ist Zürich die wichtigste Destination. Zürich hat eine attraktive Schule und Zürich hat mehr jüdisches Leben.

Ein weiteres Problem, mit dem die Juden in der Diaspora zu kämpfen haben, sind die Mischehen. 2004 galt das für 60 % der Heiraten. In der Schweiz gibt es 9 000 männliche Juden, darunter sind letztlich nur wenige im heiratswilligen Alter. Dazu kommt, dass bei den meisten gemischtreligiösen Ehen die Frau christlich ist.

Die Frage der Partnerwahl ist mit einer der Gründe, weshalb viele nach Israel aus-

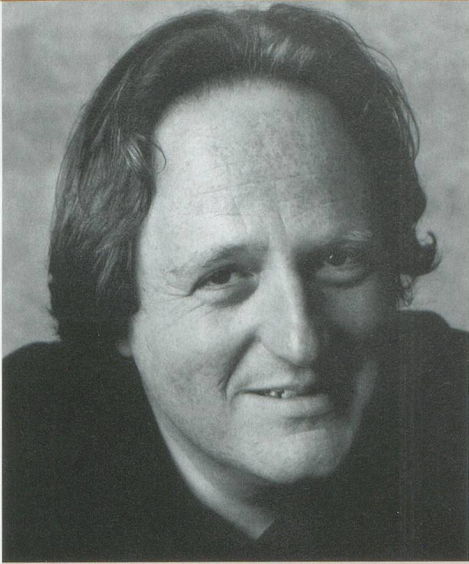
wandern. Mischehen sind ein Riesenproblem: Das Judentum leitet sich von der mütterlichen Linie ab. Ein Mann, der eine nicht-jüdische Frau heiratet, wird nicht-jüdische Kinder haben. Sie sind für die jüdische Gemeinschaft verloren. Ist die Mutter jüdisch und der Vater nicht-jüdisch, sind die Kinder nach jüdischem Gesetz zwar jüdisch, aber oft fehlt dann die entsprechende Identität.

Kein Wunder, dass früher Eltern, deren Kinder nichtjüdische Partner ehelichten eine Shiva hielten, ein mehrwöchiges Trauerritual, das in der Regel einem Todesfall folgt. Nun könnten aber die christlichen Partner zum Judentum konvertieren.

Das Judentum betreibt die so genannte Anti-Mission. Wenn jemand zum Rabbiner geht und sagt, er möchte gerne jüdisch werden, lehnt der ihn zunächst einmal ab. Er sagt zu ihm: «Hör mal, du hast eine relativ einfache Religion. Weshalb willst du sie gegen eine derart komplizierte, wie die jüdische eintauschen?» Diese Haltung wird heute von liberaler Seite in Frage gestellt – eben wegen der Bedrohung durch Mischehen.

Wie gesagt: In Basel leben lediglich 1 200 Juden. Das ist eine sehr kleine Gruppe. Trotzdem gibt es zwei jüdische Gemein-





Marcel Lang

Geboren 1956, studierte Musik, dann Psychologie. Unterrichtstätigkeit an der Musikhochschule Heidelberg, Auftritte mit der Klesmer-Gruppe Baith Jaffe, Tätigkeit in der Arbeitspsychologie und als Kantor der jüdischen Gemeinde Zürich.

Was ist ein Kantor?

Marcel Lang: Der jüdische Gottesdienst ist, je nach Gemeinde, zu zwischen 75% und 99% gesungen. Eine grosse Gemeinde mit einer grossen Synagoge braucht einen Kantor, jemanden also, der nach der Gesangsausbildung nicht Oratorien-, Opern- oder Konzertsänger wird, sondern eben: Kantor. Seine Aufgabe ist es, den Gottesdienst zu leiten. Anders als etwa bei den Protestanten, wo das gesprochene Wort im Zentrum steht, bleiben bei uns die Gottesdienste mehr oder weniger unverändert. Wir haben an jedem Schabbath dieselben Gebete. Was wechselt sind die Vorlesungen aus der Thora, aber auch sie wiederholen sich im Ablauf des Jahres. Somit wird die Musik zum wichtigsten Bestandteil des Gottesdienstes.

den. Eine hat ihr Zentrum an der Leimenstrasse, die andere an der Ahornstrasse.

Wenn irgendwo eine israelitische Gemeinde gegründet wird, so ist das eine Einheitsgemeinde. Sie richtet sich aber in der Regel nach dem orthodoxen Flügel aus, der auf seinen Traditionen, wie beispielsweise dem täglichen Gebet, besteht und sie aufrecht hält. In grossen Gemeindefzentren kommt es früher oder später einmal zu einer Spaltung, meist zwischen liberaler und orthodoxer Richtung. In Ba-

sel haben die Orthodoxen vor etwas mehr als 80 Jahren eine eigene Gemeinde gegründet. Im Gegensatz zur Israelitischen Gemeinde Basel ist sie öffentlich-rechtlich nicht anerkannt. Unter anderem weil dort die Frauen kein Stimmrecht haben, was mit der schweizerischen Verfassung nicht vereinbar ist.

Das geistige Oberhaupt einer jüdischen Gemeinde ist der Rabbiner. Auch wenn sich seine Funktionen zum Teil mit jenen eines christlichen Pfarrers decken, ist die Leitung des Gottesdienstes nicht seine

Hauptaufgabe. Dafür ist der Kantor zuständig. In einer nicht-orthodoxen Gemeinde ist er heute je länger je mehr Sozialarbeiter. Er ist derjenige, der über halachische, d.h. religionsgesetzliche Fragen entscheidet. In diesem Zusammenhang ist eine interessante Einrichtung zu erwähnen: Der Beit Din.

Wenn zwei Juden einen Rechtsstreit haben, ist es erwünscht, dass sie damit nicht vor Gericht gehen, sondern zum Beit Din. Dabei müssen sie sich im Voraus verpflichten, dessen Entscheid zu akzep-



tieren und nicht, falls ihnen der Spruch nicht genehm ist, das Zivilgericht anzurufen. Ist dies geschehen, sucht sich der Rabbiner zwei andere, die mit ihm dieses Schiedsgericht bilden. Selbstverständlich behandeln sie ausschliesslich Fragen, die nicht von Gesetzes wegen vor ein staatliches Gericht gehören.

Wie wird man Rabbiner?

Bei den Ultraorthodoxen ist es wirklich noch so, wie es im Talmud steht: Ein Rabbiner prüft den Kandidaten und bestätigt, dass er ihn für fähig erachtet, das Amt auszuüben. Das reicht aus. In liberalen Gemeinden wird verlangt, dass der Rabbiner einen Abschluss in Jewish Studies hat. Es gibt einerseits Rabbiner-Schulen, es gibt auch die Yeshiva University in New York. Es gibt liberale Rabbiner, konservative, orthodoxe und ultraorthodoxe. Wer der richtige Rabbiner ist, entscheidet die jeweilige Gemeinde.

Man erinnert sich: Bei der Neubesetzung des Basler Rabbinates um 1999 standen sich verschiedene Gruppierungen gegenüber. Gemeindeversammlungen, Diskussionsabende, Aussprachen, Kandidatenhearings lösten einander ab. Es kam zu Auseinandersetzungen, über die in den Basler Medien berichtet wurden. Es lagen Bewerbungen aus Hongkong und Süd-

afrika vor, aus Frankreich, Stockholm und New York. Der Aussenstehende fragte sich, weshalb keine Basler zur Wahl standen.

Es gibt im Moment fünf bis sieben Basler, ich weiss die Zahl nicht genau, die den Rabbiner-Titel haben. Keiner von ihnen wohnt in Basel. Ein paar leben in Israel, einer in Zürich, einer, habe ich mir sagen lassen, in Amerika. Für sie alle scheint die Israelitische Gemeinde Basel zu wenig attraktiv zu sein, um zurück zu kommen. Tatsächlich war unter anderem ein wichtiges Kriterium für die Wahl die Deutschsprachigkeit, respektive ein Altersprofil, das den relativ raschen Erwerb einer Fremdsprache wahrscheinlich macht.

Auch wenn die Israelitische Gemeinde Basel 1973 als erste jüdische Gemeinde in der Schweiz öffentlich-rechtlich anerkannt wurde, notabene zusammen mit der römisch-katholischen Kirche, auch wenn Theodor Herzl und seine Mitstreiter die Stadt Basel als judenfreundlich erlebten, so kommt es auch hier periodisch zu Friedhofschändungen und zu Schmierereien an der Synagoge. Im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um die nachrichtenlosen Vermögen waren auch in Basel antisemitische Äusserungen zu hören.

In Basel gibt es gewiss weniger Antisemitismus als in anderen Städten. Es mag sein, dass dies mit der humanistischen Tradition zu tun hat. Darüber hinaus ist es ein interessantes Phänomen, dass es für den Antisemitismus gar keine Juden braucht. Das heisst den grössten Antisemitismus findet man in Gegenden, wo es keine Juden gibt. Antisemitismus hat nicht unbedingt mit dem Judentum selber zu tun. Er wurde über Jahrhunderte hinweg von den christlichen Kirchen geschürt. So ist der Antisemitismus im katholischen Polen weiter verbreitet als im übrigen Europa. Je eher die Leute Juden kennen, umso mehr wissen sie, dass sie Menschen mit Stärken und Schwächen sind, wie andere auch.

Eine Ausnahme bilden natürlich die unverbesserlichen Holocaust-Leugner und Neonazis. Das kann dazu führen, dass sich heute am Schabbath-Abend Jugendliche, wie das vor zwanzig Jahren noch selbstverständlich war, weniger getrauen, mit der Kippa, der traditionellen Kopfbedeckung, durch die Steinen-Vorstadt zu flanieren oder an einen FCB-Match zu gehen.

Die Israelitische Gemeinde ist höchst aktiv. Die lediglich 1200 Mitglieder pflegen eine intensive Gemeinschaft. Da gibt es einen jüdischen Hauspflegeverein, ein





Der Holbeinhof – ein Ort des interkulturellen Zusammenlebens

Es gibt einige Alters- und Pflegeheime in Basel, die sich rühmen, etwas ganz Besonderes zu sein. Etwas wirklich Besonderes ist aber der Holbeinhof. Auch dort ist – wie überall – eine umfassende Betreuung garantiert. Es gibt verschiedene Küchen, in denen unterschiedliche Menüs zubereitet werden, einen Mehrzweckraum, ein öffentliches Café-Restaurant und sogar

ein Coiffeurgeschäft und eine Fusspflege. Dies alles wäre noch nichts Aussergewöhnliches. Was den Holbeinhof aber vor allen anderen Alters- und Pflegeheimen heraushebt, ist sein einzigartiges Konzept. Die Bewohner des Holbeinhofes sind Juden, Christen, Angehörige anderer Religionen und Konfessionslose. Im Holbeinhof können alle Bewohner ihre Lebensgewohnheiten weiterführen. Auf zwei Stockwerken wird unter Aufsicht des Rabbinats der Israelitischen Gemeinde Basel nach jüdischer Tradition gelebt. So gibt es im Haus eine jüdische Küche und eine Synagoge. Auf den anderen drei Etagen wohnen Menschen nicht-jüdischen Glaubens. Auf diese Weise fördert der Holbeinhof das interkulturelle Verständnis, was gerade heute, in einer Zeit, wo Extremisten rücksichtslos ihre Positionen durchzusetzen versuchen, besonders wichtig ist.

gemeinschaft an oder sind Mitglieder der Gesellschaft Schweiz-Israel. Zum anderen sitzen in den Vorständen der Organisationen, des jüdischen Turnvereins beispielsweise, im Krankenbesuchsverein oder in der Chewra Kadischa, der Begräbnisbrüderschaft, oft dieselben Leute. Es gibt in der Israelitischen Gemeinde einige hoch aktive Mitglieder, die ihre ganze Freizeit dem Gemeinschaftsleben widmen.

Angesichts der Tendenz vieler jüdischer Menschen, in grössere Zentren oder nach Israel auszuwandern, ist uns allen zu wünschen, dass die Israelitische Gemeinde ihren Kampf ums Überleben am Rheinknie erfolgreich besteht. Keine Frage: Die kleine engagierte jüdische Gemeinde ist eine Bereicherung für Basel, so wie jede Gruppierung, die ihre Kultur lebendig erhält, das Leben in unserem Stadtkanton farbiger und reicher macht.

Interview: Werner Ryser

jüdisches Altersheim, in dem ausserordentlich viel Freiwilligenarbeit geleistet wird, einen jüdischen Mahlzeitendienst, einen jüdischen Turnverein, Referate, Veranstaltungen – es gibt wohl kein Quartier in der Stadt mit derart vielen Vereinen. Man fragt sich, wie das zu schaffen ist.

Zum einen werden die Veranstaltungen von relativ wenigen Leuten besucht. Bei Vorträgen, die die Bildungskommission organisiert, sind im Durchschnitt zwischen dreissig bis fünfzig Besucherinnen und Besucher anwesend und davon ist mehr als die Hälfte nicht-jüdisch. Sie gehören der christlich-jüdischen Arbeits-

Verwendete Literatur

Hauman Heiko, Hrsg., *Acht Jahrhunderte Juden in Basel*, Schwabe Verlag Basel, 2005

Kreis Georg, *Vorgeschichten zur Gegenwart*, Bd. 2, Schwabe Verlag Basel, 2004

Weltwoche Nr. 44, 3. November 2005

